

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 31 (1941)
Heft: 22

Artikel: Der Mensch denkt und Gott lenkt
Autor: Lötscher, G.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641717>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 09.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Mensch denkt und Gott lenkt

Kurzgeschichte von E. Bötscher

Was ich hier erzähle, hat sich vor just zwanzig Jahren, in der Umgebung eines bekannten Industrieortes, im Osten unseres lieben Vaterlandes, ereignet. Es ist kein aufregendes Erlebnis, sondern eine Alltagsgeschichte, die nichtsdestoweniger lehrreich ist und zum Nachdenken zwingt.

Wir wollen den Industrieort Grub nennen, der wahre Name tut nichts zur Sache. Eine halbe Stunde landeinwärts liegen vereinzelt Bauernhöfe und Weiler, die zur Gemeinde gehören. Seit Grub Industrieort geworden, haben sich auch die Bauern auf dem Lande mächtig erholt, indem sie ihre Produkte mit Leichtigkeit und zu angemessenen Preisen an die Industriebevölkerung abgeben konnten. Und wer auf irgend einem Hofe abkömmlich ist, Söhne großer Familien, die zu Hause entbehrlich sind, sucht den Verdienst in Grub. Auf diese Weise haben sich Bauern und Industriearbeiter näher kennen gelernt, es haben sich Freundschaften gebildet, die für beide Teile von Nutzen sind. Vor zwanzig Jahren aber ereignete sich etwas, das diese langgepflegte Freundschaft auf eine harte Probe stellte. Der Generalstreik brach aus, die Arbeiter gehorchten der Parole der Gewerkschaften, die Bauernsöhne wurden zur Sicherung der Ruhe im Lande aufgeboten. Unglücklicherweise grassierte die Grippe im Lande und manch junger, hoffnungsfroher Bauernsohn fiel der Seuche zum Opfer. Die Landwirte waren nicht gut auf diejenigen zu sprechen, welche zum Streik getrieben, das Wort „Sozi“ geisterte durchs Land und hatte einen bösen Klang. Es fielen harte Worte diesseits und jenseits des Grabens, der sich geöffnet.

Auch in einem der benachbarten Weiler gab es Leute, welche einen stillen Groll auf die vermeintlich verführten Arbeiter hegten, doch die meisten hielten sich mit ihren Äußerungen besonnen zurück. Mit Ausnahme der Lehnhofbäuerin, welche sich hoch und heilig verschwor, daß nunmehr keiner von Grub je wieder einen Korb Kirschchen bei ihr zu holen brauche. Die sollen Kirschchen holen, wo sie wollen, nur nicht bei mir. Wollte ihr Mann das ausgebrochene Feuer dämpfen, fuhr sie ihm barsch über das Maul, auf dem Hofe galt ihr Wille allein. Sie sagte es jedem, rief es über die Straße, daß sie ihre Kirschchen im folgenden Jahre in die neugebaute Konservenfabrik abliefern, welche eine Wegstunde von Grub entfernt lag.

Die Kirschbäume trugen im folgenden Jahre besonders schön. Ein warmer Sommer brachte die Kirschchen frühzeitig zum Reifen, zur Erntezeit kamen die Arbeiter von Grub mit Körben aufs Land, um die süßen Früchte zu kaufen. Sie kamen auch auf

den Lehnhof, aber da zeigte sich, daß die Lehnhöflerin nichts vergessen und nichts gelernt.

Holt eure Kirschchen wo ihr wollt, nur nicht bei mir! Es kommt mir keine einzige Kirschchen in euer Sozineß, fertigte sie die Leute grob ab und mancher konnte sich die Ursache nicht erklären und deckte sich anderweitig ein. Sie hielt auch Wort, so viele alte und treue Kunden bei ihr vorsprachen. Die ganze Ernte wurde in die Konservenfabrik abgeliefert. Zwar bedeutete dies keine geringe Mehrarbeit, denn es durfte nur ganz schöne Ware geliefert werden, aber die Lehnhofbäuerin scheute die Arbeit nicht.

„Denen hab ich's gezeigt, jawohl!“ meinte sie, als ihr Mann mit den letzten Kirschchen den Hof verließ. Den Nachbarn erzählte sie von den hohen Preisen, die man ihr versprochen. Der Sommer ging vorüber, der Herbst ebenfalls, doch es lief keine Mitteilung ein, daß man das Geld für die gelieferten Früchte abholen könne. Eines Tages aber stand im Amtsblatt zu lesen, daß die Konservenfabrik ihre Zahlungen eingestellt habe. Die Lehnhofbäuerin wollte es nicht glauben und ging an die Gläubigerversammlung, weil sie immer noch hoffte, etwas retten zu können. Aber es war ein vergeblicher Gang, für die Lieferanten blieb nichts, aber auch rein nichts übrig, wie sie erfahren mußte. Der Schreck darüber verschlug ihr die Stimme, die Ihrigen konnten sich nicht erinnern, daß sie je einmal so still und gedrückt nach Hause gekommen war.

In der Kammer meinte der Mann schüchtern, es wäre besser gewesen, wenn man . . . er konnte aber nicht aussprechen, was besser gewesen wäre, denn sein Weib fuhr ihm grob über den Mund, mit dem Bescheid, daß sie dies nicht habe voraussehen können.

In den folgenden Tagen ließ sie sich nirgends außer Haus sehen, die Nachbarn gönnten ihr diesen Reinfall, denn die Schadenfreude ist bekanntlich immer die reinste Freude.

Als im darauf folgenden Jahre die Kirschbäume wieder ihre süßen Früchte trugen, wies sie keinen Käufer von Grub mehr ab, im Gegenteil, sie war froh, daß die Leute so vergesslich waren und es ihr nicht nachtrugen. Von der Konservenfabrik aber, die in kapitalkräftigere Hände kam, wollte sie nichts mehr wissen.

Jetzt, da es just zwanzig Jahre her sind, darf man schon darüber berichten, wenn es auch nur deshalb wäre, um einen neuen Beweis den alten hinzuzufügen, daß der Mensch zwar denkt, Gott aber lenkt.

Schulkameraden. 1. Köbi Schaller, Dichter und Finanzgenie

Ch. Beaujon

Die Wände der Mansarde eines hohen Hauses irgendwo in der Länggasse sind mit billigem, rotgeblumtem Tuch bespannt. Von einer altmodischen Etagère schaut Napoleon ernst auf die ihm etwas ungewohnte Umgebung. Aber sonst scheint sich der große Eroberer in der Gesellschaft der Herren Gottfried Keller, Nikolaus Lenau und Wolfgang Amadeus Mozart, die in Postkartenformat am graugestrichenen Querbalken der heimeligen Bude aufgenagelt sind, ganz wohl zu fühlen. In Köbis Leben hat Napoleon übrigens eine nicht unwichtige Rolle gespielt. Er hielt es nämlich nicht unter seiner Würde, unserm Dichter und Finanzgenie helfend unter die Arme zu greifen, wenn finanzielle Not „im Lande“ war.

Die billige Gipsstatuette, die den Kleinen Korfen — der ja ein mächtiger Kaiser geworden ist — in der bekannten Pose zeigte, wechselte recht oft den Besitzer. Köbis Bruder nämlich, der um zehn Jahre jüngere Hansi, verfügte als Liebling des

Vaters stets über ein ansehnliches Taschengeld und teilte sich mit seinem älteren Bruder in die schwärmerische Bewunderung für Napoleon Bonaparte.

So kam es öfters vor, daß der Sieger bei Jena und Austerlitz den Zeigefinger zwischen dem zweiten und dritten Giletknopf hervorzog, den rechten Fuß vom bronzenen Kanonenrohr nahm und, seinen erhabenen Standpunkt in der Mansarde aufgebend, sich für einige Zeit in einen dunkeln Spielschrank zurückziehen mußte, der im geräumigen, hellen Zimmer des ersten Stockes stand. Diese Transaktion wiederholte sich so alle zwei bis drei Monate. Sie war stets von einer für Köbi günstigen finanziellen Auswirkung, denn Hansi zahlte gern und prompt seine achtzig Rappen Miete. Sorgfältig und stolz trug er den köstlichen Schatz die vier Treppen hinunter, vergaß aber über Dampflokomotive und Ankerbalken gar bald das Genie, vor dem einst ganz Europa gezittert hatte.